

Silvia Cinelli
Bittersüße Träume



Buch

Mailand 1882: Als Gaspare Campari, der Erfinder des berühmten Bitterlikörs, völlig unerwartet stirbt, übernimmt seine Frau Letizia erfolgreich die Leitung des Unternehmens und des berühmten Künstlercafés in der Galleria Vittorio Emanuele II. Wenige Jahre später schickt die mutige Witwe ihren Sohn Davide nach Bordeaux, wo er bei einem Likörhersteller in die Lehre gehen soll. Anstatt sich seiner Ausbildung zu widmen, lässt sich der junge Heißsporn jedoch lieber zu einer Reise nach Paris überreden, wo er sich Hals über Kopf in die Soubrette Leda verliebt. Nach einem Jahr Boheme-Leben kehrt Davide schweren Herzens nach Mailand zurück. Fortan möchte er sich ganz auf seine Familie und die Leitung der Likörfabrik konzentrieren. Doch dann steht Leda vor seiner Tür – mit der Bitte, ihr in einer schrecklichen Lage zu helfen ...

Informationen zu Silvia Cinelli finden Sie
am Ende des Buches.

Silvia Cinelli

Bittersüße Träume

Die Geschichte der
Familie Campari

Roman

Aus dem Italienischen
von Ingrid Ickler

GOLDMANN

Die italienische Originalausgabe erschien 2024
unter dem Titel »L'elisir dei sogni« bei Rizzoli, Mailand.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Questo libro è stato tradotto grazie ad un contributo
alla traduzione assegnato dal Ministero degli Affari Esteri
e della Cooperazione Internazionale italiano.

Dieses Buch wurde übersetzt dank einer Übersetzungsförderung
des italienischen Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten
und internationale Kooperation.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2025

Copyright © 2024 Mondadori Libri S.p.A., originally published
by Rizzoli, Milano, Italy

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2025

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: getty images; FinePic®, München

Redaktion: Viktoria von Schirach

BH · Herstellung: ik

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49612-9

www.goldmann-verlag.de

*Für Adele und Ettore,
die die Wunder der Welt sehen können.
Und für Gabriele,
die sie ihnen zu erklären versucht.*

Wo aber der Wein fehlt,
da stirbt der Reiz der Venus,
da ist der Himmel der Menschheit
wüst und freudlos.

Euripides, *Bacchae*

1

Mailand, Herbst 1882

Im Dezember waren die Pflanzen im Botanischen Garten des Palazzo Brera ein Versprechen zukünftiger Fülle, das Zeichen, dass es weitergehen würde. Von seiner Bank neben dem Fenster aus betrachtete Davide die kahlen Obstbäume, die ausge-dünnten Rosenbüsche und Kameliensträucher, den nackten Stamm der Glyzinie, die mit Regenwasser gefüllten Bewäs-serungsbecken. Dieses kleine Fleckchen Erde, ein zwischen die Mauern der Stadt eingefasster Edelstein, war nicht immer ein botanischer Garten gewesen: Drei Jahrhunderte zuvor, als der Palazzo noch ein Kloster beherbergte, bauten die Jesuiten hier Gemüse und Heilpflanzen an. Dem Jungen kam es so vor, als könnte er sie vor sich sehen, die ehrwürdigen Mönche, wie sie sich über die Blumenbeete beugten, Unkraut jäteten und die Pflanzen wässerten. Wie sie ihre botanischen Schätze mit der gleichen Hingabe zum Blühen und Gedei-hen brachten, wie sie ihre Andachten hielten. Zitruspflanzen, Rosmarin, Anis, Minze, Enzian: Diese weisen und fleißigen Männer kannten die geheimen Kräfte der Natur und gaben sie über Generationen weiter, von Mönch zu Mönch.

Sicher war es Gott selbst, der den Früchten, Blättern,

Samen und Wurzeln Heilkräfte und aromatische Essenzen geschenkt hatte. Mit seinem Segen verwandelten die Mönche in ihren Laboratorien die Heilkräuter in Medikamente, gewannen aus ihnen Heilmittel jedweder Art, zum Wohl der Sterblichen. Aber wer weiß, ob es ebenjener Gott oder der Teufel war, der ihnen einflüsterte, aus den gleichen Zutaten, die man in Alkohol eingelegt, durch Destillierkolben geschickt und in Fässern gelagert hatte, Spirituosen und erlesene Liköre herzustellen, die den Gaumen erfreuten und als Allheilmittel für den Geist galten.

»Pst!«

Ein Stoß mit dem Ellbogen von Edoardo Brambilla brachte Davide wieder zurück ins Hier und Jetzt. Mit einer Bewegung des Kinns deutete der Banknachbar auf das Heft, auf dem ein großer Tintenklecks zu sehen war. Davide hielt noch immer die Schreibfeder zwischen den Fingern und versuchte hastig, den Fleck mit seinem Taschentuch wegzuwischen, aber vergeblich, der Schaden war angerichtet. In der Stille des Raumes klang das Zerreißen des Papiers wie das Prasseln eines Gewitterregens. Vom Pult aus blickte der Lateinlehrer über die Brillengläser hinweg durch das Schulzimmer, um die Ursache der Störung zu finden. Die Schüler saßen mit gesenkten Köpfen über ihrer Arbeit, während Davide rasch das Blatt zerknüllte und die Nase wieder in das zweite Buch der *Aeneis* steckte.

*Ergo age, care pater, cervici imponere nostrae;
ipse subibo umeris nec me labor iste gravabit.*

Er griff erneut nach der Feder, tauchte sie vorsichtig in das Tintenfass und schrieb die Übersetzung auf das neue, makellose Blatt.

Also denn, teurer Vater, setze dich auf unseren Nacken,
ich selbst werde dich auf die Schultern nehmen, und
diese Last wird mich nicht bedrücken.

Quo res cumque cadent ...

Erneut wurde die Stille gestört, als es an der Tür klopfte. Einige Köpfe hoben sich, und der Lehrer rief ein verärgertes »Herein!«. Mit ehrerbietigem Blick tauchte an der Schwelle ein Bediensteter auf.

»Entschuldigt, Professore, Signor Campari wird im Hof erwartet.«

Jetzt drehten sich alle achtundzwanzig Köpfe der Klasse gleichzeitig zu Davide um.

»Was ist passiert?«, fragte der Junge und blieb sitzen. Die ungewohnte Freundlichkeit dieses Mannes ließ ihn misstrauisch werden, hinter seinem aufgesetzten Lächeln meinte er Mitleid zu erkennen.

»Komm, mein Junge. Nimm deine Sachen, wir gehen.«

Davide stand auf und folgte ihm ohne weitere Fragen durch die Flure des Palazzo bis zum Eingangshof, wo Maruchèt, der Geselle mit dem afrikanisch wirkenden Gesicht, schon auf sie wartete. Dieser kräftige, dunkelhäutige junge Mann stand schon seit Jahren in den Diensten der Familie

Campari, trotzdem hatte sein außergewöhnliches Erscheinen im Kreuzgang des Gymnasiums gerade jetzt etwas Düsteres und Beunruhigendes. In einen schwarzen Wintermantel gehüllt, wirkte er zwischen den weißen Säulen der Arkaden wie ein dunkler Fleck, eine Präsenz, die nicht hierhergehörte. Alles in Davide schrie, er solle stehen bleiben, alles rückgängig machen, doch seine Füße bewegten sich unaufhörlich auf Maruchèt zu. Als er schließlich vor ihm stand, zog der junge Geselle eine Hand aus der Manteltasche und legte sie schwer auf Davides Schulter. Dann sagte er nur: »Es ist dein Vater.«

Den Weg vom Palazzo Brera zur Galleria Vittorio Emanuele II. legten sie fast im Laufschritt zurück.

»Sie haben ihn gefunden, er lag am Boden, kreidebleich. Gütiger Himmel! Deine Mutter hat den Arzt gerufen, er untersucht ihn gerade«, berichtete Maruchèt, der sich hinter dem Jungen hielt.

Das Café Campari, an der Ecke zwischen der Galleria und der Piazza del Duomo, war ausnahmsweise geschlossen. Überrascht von der ungewohnten Situation, standen vor dem Eingang noch Gäste, die von dem Unglück erfahren hatten. Einige Stammgäste erkannten Davide und grüßten ihn verlegen. Er beschleunigte seinen Schritt, trat durch den nur wenige Meter entfernten Hauseingang und stieg die Treppe empor, wobei er immer zwei Stufen auf einmal nahm. Maruchèt blieb fluchend unten stehen und rang nach Atem.

Der Junge stürmte durch den Vorraum in die Wohnung

und rief laut nach seiner Mutter, aber es war Antonietta, seine ältere Schwester, die ihm entgegenkam. Ihr unter der rotblonden Mähne sonst so strahlendes Gesicht war starr wie Marmor.

»Mama ist mit dem Arzt im Schlafzimmer«, sagte sie und knetete nervös ein tränenfeuchtes Taschentuch. Dann nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn ins Wohnzimmer, wo Eva, Giuseppe und Guido sie erwarteten.

Eine halbe Stunde später erfuhr Letizia Campari die Diagnose, die wie ein Todesurteil wirkte: Herzinfarkt. Nachdem sie den Arzt zur Tür gebracht und ihm für sein schnelles Kommen gedankt hatte, kehrte sie ins Wohnzimmer zurück. Letizia war eine kleine, aber nicht gerade grazile Frau mit einer auffälligen roten Lockenpracht. Sie nahm auf dem samtenen Sofa Platz, inmitten der fünf Kinder, die sie inzwischen an Körpergröße überragten – alle bis auf den Jüngsten, der gerade einmal zehn Jahre alt war. Doch ihre innere Größe schmälerte das nicht.

»Er wird es schaffen«, sagte sie und schaute von einem zum anderen; der düster wirkende Raum wurde nur vom flackernden Schein des Kaminfeuers erhellt. »Euer Vater ist stark, sein Körper ist zäh, aber wir müssen beten und vertrauen. Zuerst auf Gott und auch ein bisschen auf die Wissenschaft.«

Aber nur Guido, der Jüngste, schenkte ihrer Lüge Glauben. Antonietta war eine erwachsene Frau, sie war zweiundzwanzig, Eva und Giuseppe nur wenig jünger: alt genug, um zu wissen, was passieren würde. Davide schaute in ihre

bleichen Gesichter, ahnte, dass auch er verstanden hatte, und entdeckte zu seiner Überraschung, dass er plötzlich erwachsen geworden war.

In dieser Nacht fand er keinen Schlaf. Die Geräusche im Haus kamen ihm in der Dunkelheit lauter als sonst vor: Guidos Schnarchen im Bett nebenan, die Stimmen seiner Mutter und der älteren Geschwister, die ebenfalls nicht schlafen konnten, selbst das Bohren eines Holzwurms drang durch die dünnen Wände. Er wälzte sich erst auf die eine, dann auf die andere Seite, versuchte, bis hundert zu zählen. Er kam bis vierzig, dann stand er auf.

Das Zimmer am Ende des Flurs wurde vom schwachen Schein einer Kerze erhellt. Davide ging barfuß darauf zu, immer eng an die Wand gepresst, und blieb auf der Schwelle der geöffneten Tür stehen. Im Halbdunkel konnte er die unverwechselbare Silhouette seines Vaters erkennen, diesen wohlgenährten, rundlichen Körper, auf den dieser immer stolz gewesen war: »Ich habe immer für mich selbst gesorgt und bin groß und stark geworden.«

Er betrat das Zimmer und setzte sich an das Kopfende des Bettes. Das vertraute Gesicht erschien ihm plötzlich wie eine verblühte Blume, als ob alle Schmerzen und Mühen eines Lebens sich darin eingeprägt hätten. Er versuchte sich seinen Vater als jüngeren Mann vorzustellen, eines der Bilder aus der Vergangenheit zurückzuholen, stellte aber fest, dass es verschwommen blieb.

Als er vor fünfzehn Jahren geboren wurde, war die Familie gerade in die Galleria gezogen, und Gaspare Cam-

pari arbeitete Tag und Nacht, um das Café zum Laufen zu bringen. Aus frühen Kindertagen erinnerte sich Davide noch gut an das Rascheln von Mutters Röcken zwischen den Tischen der Bar, an ihre damals noch feuerroten Haare, an die Finger, die auf die Kasse trommelten, und an das besondere Lächeln, das sie den Gästen zusammen mit der Rechnung präsentierte. Aber an seinen Vater hatte er fast keine Erinnerungen. Gaspare war immer im Keller, stellte Liköre her, mischte, destillierte und füllte in Flaschen ab. Eine schwer greifbare Gestalt aus dem Untergrund: Sie war irgendwo dort unter der Erdoberfläche, man konnte sie aber nicht sehen.

»Papa ist bei der Arbeit, wage es bloß nicht, ihn zu stören«, warnte Letizia stets und setzte ihn auf einen Barhocker, der zu hoch war, um alleine wieder herunterzuklettern. Dann schaukelte er mit den Beinen und beobachtete das Kommen und Gehen der Gäste: elegante Herren, herausgeputzte Angestellte, mit Juwelen behängte adlige Damen und zu stark geschminkte junge Frauen, heitere Grüppchen und einsame Kunden, die an den Tischen oder am Tresen saßen. Sie alle litten unter einem unerklärlichen Durst, und um diesen zu stillen, brauchte es die mannigfachen Spezialitäten des Hauses Campari: Elixir Lunga Vita, Olio di Rhum, Liquore Soprafino Rosa, Latte di Vecchia, Doppia Crema di Cacao alla Vaniglia, Fernet Liquore Fubbri-fugo, Vermifugo, Tonico Calefacente, Anti choleric. Die Kellner ratterten die Namen nur so herunter, und Davide hatte sie auswendig gelernt wie ein Gebet. Aber der Name,

der am häufigsten fiel, der zu jeder Tageszeit aus nahezu jedem Munde widerhallte, war »Bitter all’uso d’Hollanda«, Magenbitter nach holländischem Brauch, den die meisten schon damals einfach Bitter Campari nannten.

Diese blutrote Flüssigkeit war für den kleinen Davide der greifbarste Beweis für die Existenz seines Vaters. Darin lag die Essenz, das Wesen dieses Mannes: ein Getränk, das seinen Namen trug und das, davon war er überzeugt, dort unten im Keller direkt aus seinem voluminösen Körper gepresst wurde. Alle Gäste bestellten und genossen es, Schluck für Schluck leerten sie die Gläser, und ihre Laune wurde von dem Genuss verstärkt. Wer vorher gut gelaunt gewesen war, wurde ausgelassen, wer traurig gewesen war, wurde noch deprimierter. Es wurde gescherzt, gelacht, umarmt, gestritten, der eine setzte sich ans Klavier, der andere blieb in seiner Ecke. Es konnte aber auch passieren, dass ein Schüchtern Mut fasste oder ein Unglücklicher über sein Elend lachte. Was auch immer sie suchten, auf Gaspare's Altar fanden sie es. Und wenn sie genug getrunken hatten, gingen sie dankbar und mit neuer Kraft wieder nach Hause, wie die Gläubigen zum Ende des Gottesdienstes.

»Bis bald, kleine Karotte«, sagten sie zu Letizia, wenn sie zur Kasse gingen, um ihre Rechnung zu begleichen. Und sie kehrten immer wieder ins Café zurück.

Obwohl Davide damals vieles noch nicht wusste, eines jedoch hatte er verstanden: Sein Vater besaß eine Gabe, ein Geheimnis, das allen gefiel.

In der Stille des dunklen Zimmers war ein trockenes Röcheln, ein schweres Atmen zu hören. Trotz der Wärme lief Davide ein kalter Schauer über den Rücken, als er seinen Vater im Bett liegen und nach Luft ringen sah. Rasch ging er auf ihn zu, richtete ihn auf und schob ihm ein Kissen in den Rücken.

»Papa.«

Gasparens Augen standen offen, aber er sah ihn nicht, er griff ins Leere. Instinktiv nahm Davide seine Hand. Wenn er könnte, würde er seinen Vater aus dem Abgrund ziehen, in dem er gefangen zu sein schien. Er versuchte, ihn mit seiner Stimme zu führen.

»Papa, ich bin hier.«

Komm zurück, wollte er ihm sagen, geh nicht fort. Er war gekommen, um mit ihm zu sprechen, ihm so wichtige Dinge zu sagen wie »Verzeih mir« und »Ich verzeihe dir«, aber er war sich nicht mehr sicher, ob er noch die Zeit und den Mut dazu hatte.

Schließlich leuchtete es in den Augen des Mannes auf. Er drehte sich zur Seite, schaute ihn an.

»Davide ...« Die Stimme war nur noch ein Hauch.

»Hier bin ich, Papa.« Der Junge sprang auf, hielt sein Ohr dicht an die Lippen seines Vaters, um ihn hören zu können. Nur ein Wort würde genügen, und alles wäre wieder gut, ein Wort, um die anderen beiseitezudrängen, die Worte voller Härte und Wut, die sie in letzter Zeit gewechselt hatten. Alles wiedergutmachen, Raum schaffen für das, was sie sich bisher nie gesagt hatten, selbst eine Bitte, eine

Aufforderung, etwas, das ihm zeigen würde, dass er seinem Vater noch etwas bedeutete. *Ergo age, care pater*: Er war bereit, seinen schwach gewordenen Vater auf die Schultern zu nehmen.

Aber Gaspare hatte Mühe mit dem Atmen, und sein Blick war ins Nichts gerichtet. »Geh«, murmelte er nur, »und ruf deine Mutter.«

Wenige Minuten später stand Letizia vor dem Sterbenden. Giuseppe wurde in aller Eile losgeschickt, um den Priester zu holen, während Antonietta und Eva vor dem Zimmer auf einer Bank saßen und beteten, ihre langen Zöpfe ruhten auf Wollschals. Davide war bei ihnen. Er lehnte an der Wand und schaute auf seine nackten, inzwischen bitterkalten Füße, die sich wie Eisklötze anfühlten. Jenseits der Tür wurden jetzt undefinierbare Geräusche laut. Man hörte Letizia Gaspare's Namen rufen und einen Aufschrei unterdrücken. Dann herrschte grausame Stille.

Wie aus dem Nichts tauchte Guido im Flur auf. Er war im Nachthemd, die goldbraunen Haare klebten auf seiner Stirn, die Augen waren vom Schlaf geschwollen.

»Was macht ihr denn alle hier?«

Davide konnte nicht antworten, er streckte die Arme aus und zog den Bruder an sich. Guido presste sich an ihn und begann haltlos zu schluchzen. Jetzt hatte auch er verstanden.

2

Mailand, 16. Dezember 1882

»Ein Selfmademan« titelte der *Corriere della Sera* an diesem Tag. Zwischen einem Artikel über eine Wohltätigkeitsveranstaltung und dem Bericht über den Unfall eines Pferdeomnibusses war Gaspare's Leben auf sechsunddreißig Zeilen zusammengefasst.

Die Stammkunden der Galleria fanden gestern die sonst stets gut besuchte Bottiglieria Campari verschlossen vor.

Gaspare Campari war ein Mann, der aus eigener Kraft sein Glück gemacht hatte, ein Selfmademan, wie es die Engländer ausdrücken. Geboren wurde er in Novara, wo er viele Jahre versucht hatte, einen Spirituosenladen aufzubauen. Die Geschäfte liefen schlecht, und er kam mit sechzig Lire in der Tasche nach Mailand, um dort als Kellner in einem Café oder Hotel zu arbeiten. Doch in der Stadt fand er Unterstützer und konnte ein kleines Spirituosengeschäft in der Via Rastrelli eröffnen. Dort begann seine Erfolgsgeschichte, die ihn schließlich in das Café neben dem Dom führte, unter den neuen Arkaden. Dank seiner Entschlossenheit und Umsicht flo-

rierte das Geschäft, sodass er bald das große Ladenlokal am Eingang der Galleria beziehen konnte. Dort kann man heute Tag für Tag eine beeindruckende Palette an Likörspezialitäten genießen, ein Dutzend Beschäftigte kümmern sich von morgens acht bis Mitternacht um das Wohlergehen der Gäste. Das Sitzen hatte ihm beträchtliches Übergewicht beschert. Campari hinterlässt seiner Gemahlin Letizia und den fünf Kindern ein stattliches Vermögen von etwa einer halben Million Lire.

Letizia klatschte die Zeitung auf die marmorne Tischplatte und begann das Frühstück vorzubereiten. Scheppernd stellte sie Töpfe und Pfannen auf den Herd.

Eva tauchte in der Küchentür auf, sie war noch im Morgenmantel. »Was ist los, Mama?«, fragte sie vorsichtig. Die ganze Unruhe verwirrte sie.

»Nichts«, antwortete Letizia prompt und knallte die Milchflasche auf die Arbeitsplatte, als wollte sie sie zerbrechen.

Eva setzte sich an den Tisch und beobachtete sie weiter. Die Anwesenheit ihrer Mutter an einem Samstagmorgen war ungewöhnlich, sonst bediente sie um diese Zeit immer im Café, aber plötzlich stand die Welt kopf: Routinen gab es nicht mehr, sie alle hingen in der Luft und klammerten sich aneinander, um nicht in die Tiefe zu stürzen.

Als sie die Zeitung mit dem Artikel über ihren Vater bemerkte, griff sie danach, um ihn zu lesen.

»Hast du gesehen? Sie haben Papa in ...«

»Na los, lies schon!«, forderte Letizia sie ungehalten auf.
»Du wirst sehen, es ist alles falsch.«

Eva begann zu lesen, wurde aber von den ständigen Kommentaren ihrer Mutter immer wieder unterbrochen.

»Die Geschäfte liefen schlecht, ich möchte wissen, wo sie das herhaben. Außerdem kam dein Vater aus Cassolnovo und nicht aus Novara. Und sein Café in Novara war das eleganteste der ganzen Stadt.«

»Natürlich, Mama.«

»Und wir sind nicht nach Mailand gekommen, weil er dort als Kellner arbeiten wollte, ganz gewiss nicht! Die Wahrheit ist, dass ich von der Provinz die Nase voll hatte, obwohl die Geschäfte gut liefen, fast *zu gut* sogar. Novara war mir zu eng geworden, und ich wollte zurück in meine Heimatstadt. So war es und nicht anders. Gaspare ist aus Liebe zu mir nach Mailand gegangen. Und hat er jemals jemanden um etwas bitten müssen? Niemals!«

»Hier steht aber auch viel Gutes ...«

Aber Letizia sprach unabirrt weiter.

»Bevor dein Vater kam, tranken die Mailänder noch Anisschnaps und Eierlikör. Die modernen Getränke haben sie ihm zu verdanken, er hat sie aus Turin mitgebracht. Und der Herausgeber dieser Zeitung sollte das eigentlich wissen, trinkt er doch fast täglich seinen Aperitif bei uns. Beim nächsten Mal bekommt er was zu hören!«

»Mama, ich glaube, du solltest das Signor Torelli-Viollier nicht so übelnehmen. Ein Nachruf in seiner Zeitung ist eine Ehre und kein Grund, sich aufzuregen.«

»Und dann noch ›beträchtliches Übergewicht! Eine Frechheit!«

Erst das drohende Überkochen der Milch setzte der Tirade ein Ende. Letizia blies auf den Schaum und schaltete den Herd aus, dann drückte sie Daumen und Zeigefinger auf die Augenlider, um zu verhindern, dass auch die Tränen überflossen.

Heute Morgen hatte sie im Schlafzimmer zusammen mit Celestina, dem Hausmädchen, Gaspare für seine letzte Reise vorbereitet. Seine ehemals so warmen Gliedmaßen, die immer so voller Leben, so beweglich waren, hatten wie kalte, schwere Steinblöcke in ihren Händen gelegen. Der leblose Körper, der jetzt in seinem guten Anzug, in den Lackschuhen und mit dem akkurat gezogenen Seitenscheitel auf dem Bett ruhte, war schon nicht mehr ihr Mann. Sie wollte ihn so sehr zurück, dass sie ohrenbetäubend zu schreien begann, als wollte sie die Fensterscheiben zum Bersten bringen. Seit über zwanzig Jahren waren sie alles für einander gewesen, ein einziger Organismus, symbiotisch vereint. Jetzt hatte man ihr eine Hälfte genommen, und es kam ihr vor, als müsste sie alles neu lernen: atmen und laufen, fühlen und denken. Und sie war sich nicht sicher, ob sie noch wusste, wie man das alleine macht.

Sie goss Milch in eine Tasse und stellte sie vor Eva hin.

»Wo ist Celestina?«, fragte ihre Tochter. Normalerweise bereitete das Dienstmädchen das Frühstück zu.

»Ich habe sie zum Schneider geschickt, um die Trauer-

kleidung abzuholen, sie sollte jeden Moment zurück sein. Jetzt iss und geh dann deine Brüder wecken.«

Eva nahm einen Schluck und verbrannte sich die Zunge. Letizias maskenhaft starres Gesicht verzog sich zu einem leisen Lächeln. Seit ihre Tochter ein kleines Mädchen war, wiederholte sich diese Szene jeden Morgen immer gleich. Sie setzte sich neben sie und streichelte ihr über das frische runde Gesicht, das ihrem Vater so ähnlich war. Inzwischen war sie zwanzig, wirkte aber noch immer unschuldig wie ein Kind. Wahrscheinlich hatte sie angenommen, ihre Mutter habe den Verstand verloren, weil sie sich über einen Zeitungsartikel aufregte. Doch Eva konnte nicht ahnen, dass sich zwischen all den Lügen, die dort geschrieben waren, eine Wahrheit versteckte, die ihr sehr wehtat: diese fünf Kinder und die halbe Million Lire, die ihr Gaspare hinterlassen hatte und von der sie jetzt nicht wusste, was sie damit anfangen sollte.

Die Beerdigung fand am frühen Nachmittag in der San-Raffaele-Kirche statt. Es würden viele Trauergäste kommen, um dem *Sciur* Campari, dem Meister des Aperitifs, die letzte Ehre zu erweisen. Freunde und Stammgäste, die Verwandten aus Cassolnovo, die Klassenkameraden der Kinder und deren Eltern, sogar die Konkurrenz, die Biffi, die Gnocchi und die Savini, die Besitzer der anderen Cafés. Die Messe hielt Don Biagio Ferreri, Giuseppes ehemaliger Italienischlehrer am Parini-Gymnasium, der seinem ehemaligen Schüler immer in Wertschätzung und herzlicher Zuneigung verbunden geblieben war.

Es war ein kalter Tag im Spätherbst. Am Ausgang des *Cimitero Monumentale*, auf den Freunde und Familie den Sarg begleitet hatten, zerrte der Wind an den Hüten, blies unter die Mäntel und verfolgte die Gäste bis in die Kutschten. Letizia, die ihr schwarzes Kleid wie ein Ritter seine Rüstung trug, lud die engsten Freunde und Verwandten zum Tee zu sich nach Hause ein. Viele nahmen die Einladung an, denn sie wussten, dass ihre Anwesenheit ihr guttun würde und der Tee nur ein Vorwand war.

Während ihre Kutsche ins Stadtzentrum rollte, beobachtete Davide seine Mutter. Er konnte in ihrem Aussehen keinerlei Veränderungen erkennen. Die roten Haare unter dem Hütchen lagen wie immer perfekt, das Gesicht hinter dem Schleier war ihr Alltagsgesicht, abgesehen von einer kleinen Falte auf ihrer Stirn. Seitdem ihr Mann vor zwei Tagen gestorben war, hatte sich »Carotolin«, die kleine Karotte, nicht einen Moment der Ruhe gegönnt. Sie hatte Celestina angewiesen, die Trauergäste vorzulassen, und Maruchèt veranlasst, das Café zu schließen. Sie war persönlich zum Bestatter und zum Priester gegangen, hatte sich um die Trauerkleidung gekümmert, Telegramme an Verwandte geschrieben, hatte selbst für ihre Kinder gekocht und ihnen Mut gemacht. Auch jetzt glitten ihre geschäftigen Hände fürsorglich über Guidos Mantel, um die Knöpfe zu schließen, dann reichte sie einem der Mädchen ein Taschentuch.

Die Kutsche hielt vor den nördlichen Arkaden, die auch tagsüber von Glühlampen erhellt wurden. Im Gegensatz

dazu wirkten die Gaslaternen auf der Piazza wie blasser Monde. Während die anderen im Hauseingang verschwanden, blieb Davide vor dem Café stehen. Er konnte sich nicht daran erinnern, es jemals an einem Samstag mit heruntergelassenen Rollläden gesehen zu haben. An der Tür hatte Maruchèt ein Schild angebracht: WEGEN TRAUERFALL GESCHLOSSEN. Dasselbe, das sie erst im Juni nach dem Tod Garibaldis aufgehängt hatten.

Neben dem Schild schaute er in ein fremdes Gesicht, das sich in der Scheibe spiegelte. Die Spiegel zu Hause waren mit weißen Laken verhängt, damit Gaspares Seele nicht darin gefangen blieb. Vielleicht erkannte er sich deshalb kaum wieder. Vielleicht hatte sich aber auch tatsächlich etwas an ihm verändert. Die roten Haare seiner Mutter, die runden dunklen Augen seines Vaters, die hagere Gestalt eines unruhigen Geistes: Alles sah aus wie immer, aber so war es nicht. Der Schmerz verändert das Äußere.

Eine Hand legte sich sacht auf seine Schulter. Der Junge fuhr herum und schaute in ein anderes, ihm wohlbekanntes Gesicht.

»Ciao, Davide.«

Ein luftiger blonder Haarschopf, darunter zwei schwarz glänzende Augen: Quintilia Poggeschi, genannt Tilia, war Antoniettas beste Freundin, und obwohl sie regelmäßig Gast im Hause Campari war, verursachte ihr Erscheinen in Davide jedes Mal eine heftige Verwirrung. Er kannte sie schon seit frühester Kindheit, als er geboren wurde, war sie bereits neun Jahre alt. Er wusste nicht, wann das begonnen

hatte, aber jedes Mal, wenn sie ihn mit ihren unergründlich tiefen Augen ansah, hatte er das Gefühl, darin zu versinken, zu zappeln und nach Luft zu schnappen, als würde er ersticken.

Von einem Tag auf den anderen war ihm bewusst geworden, dass Quintilias Gesichtszüge nicht nur ein harmonisches und hübsches Ganzes bildeten, sondern ihr Anblick in ihm eine andauernde, durchdringende Qual auslöste. Es reichte, ihre Schritte und den Klang ihrer Stimme zu hören, um sein Blut in Wallung zu bringen. Er konnte Stunden damit verbringen, ihr zuzuhören, und das nicht nur wegen ihrer tiefen und alles einhüllenden Stimme, sondern wegen der Art und Weise, wie sie ihre Worte wählte, um ihre Gedanken auszudrücken, die überraschend vielseitig und ausgefieilt waren. »Sie ist zu klug für eine Frau«, hatte er jemanden sagen hören. Tatsächlich war Tilia stets die Klassenbeste gewesen, als sie gemeinsam mit Antonietta in die Schule gegangen war. Und auch danach, als ihre Familie beschlossen hatte, dass es keinen Schulabschluss brauchte, um eine gute Partie zu machen, hatte sie weiter gelernt und viel gelesen. Jetzt ließ sie sich von ihrem Bruder Manlio, der sich an der Universität einschreiben durfte, Geschichtsbücher und Romane schicken, und manchmal besuchte sie Antonietta, um mit ihr darin zu lesen.

Während der langen Nachmittage, die sie bei ihnen verbrachte, geisterte Davide durchs Haus, hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, in ihrer Nähe zu sein oder sich zu verstecken, damit sie nicht merkte, wie ungeschickt

und kindisch er war. Aus Quintilias Blickwinkel war er der kleine Bruder ihrer Freundin, er existierte nur ganz am Rande, und weder sie noch irgendjemand anders durfte wissen, welche tollkühnen Gedanken und unkeuschen Fantasien er verbarg.

»Was machst du hier ganz allein?«, fragte ihn die junge Frau mit der üblichen Vertrautheit, in die sich aufrichtiges Mitgefühl mischte.

»Nichts, ich denke nach«, antwortete er und fühlte sich dieses eine Mal berechtigt, nicht anders oder gar besser erscheinen zu müssen.

»Ich habe dich schon in der Kirche gesehen, aber ich war nicht schnell genug, um dir näher zu kommen. Ich möchte dir mein Beileid aussprechen. Es tut mir sehr leid.«

Quintilia streckte ihre behandschuhte Hand nach ihm aus; Davide zögerte, dann legte er seine hinein, und sie umschloss sie mit der anderen Hand. Ihr Blick, der sonst durch ihn hindurchging, als wäre er aus Glas, legte sich wie ein warmer Mantel um ihn.

Bis gestern hätte er alles für einen Moment wie diesen gegeben. Aber heute hatte er zu viel verloren.

3

Mailand, 12. Dezember 1882

An diesem Abend erreichte die Zukunft die Piazza del Duomo. Unter den nördlichen Arkaden hatte die Stadtverwaltung anstelle der alten Gaslaternen sechzig Edison-Glühlampen installieren lassen, die vom Kraftwerk Santa Radegonda mit Strom versorgt wurden, einem der ersten Elektrizitätswerke Europas. Die Stadtverwaltung hatte zugesichert, dass bald ganz Mailand von diesem neuen Wunderwerk der Technik erleuchtet werden sollte.

Nach Sonnenuntergang hatten sich die Cafés und Geschäfte der Galleria geleert, und eine Gruppe Schaulustiger stand mit Flaschen und Gläsern vor den Lokalen. Selbst Gaspare und Letizia hatten ihren Posten im Café verlassen und ihre Kinder rufen lassen, damit auch sie dem Spektakel beiwohnen konnten. Die Lampedè, die Lampenanzünder, hatten die Piazza im Dunklen gelassen, und jetzt herrschte aufgeregte Erwartung.

Wie aus dem Nichts, einer lautlosen Explosion gleich, begann der Strom zu fließen, und die Lampen leuchteten auf wie kleine Sterne. Die faszinierte Menge applaudierte laut, Gläser wurden gehoben, begeisterte Rufe ertönten. In dieser Nacht, deren Dunkelheit von der neuen Technik besiegt wurde, war

es das Einfachste auf der Welt, an eine strahlende Zukunft zu glauben.

Doch Davide war sich seiner Zukunft nicht ganz so sicher. Er verharrte in einem Schattenkegel und wartete auf seinen Moment.

Er war gerade fünfzehn geworden, ein Alter, in dem sich die Türen des Labors hätten öffnen und er eine Lehre als Liquorista, als Likörhersteller, hätte antreten sollen. So hatte er es erwartet. Wie bei seinem großen Bruder Giuseppe, der seit drei Jahren in die Lehre ging. Seit frühesten Kindheit, als er noch kurze Hosen trug und mit dem Kopf nicht mal bis an den Tresen reichte, hatte er auf diesen Tag gewartet, aber das Schweigen seines Vaters ließ seine Hoffnung immer mehr schwinden. Heute war er entschlossen, ihn ohne Umschweife zu fragen, welche Pläne er für ihn hatte. Als sein Vater sich aus der Menge löste, um ins Lokal zurückzugehen, trat er auf ihn zu und fragte: »Können wir reden?«

Gaspare Campari blieb stehen und nickte kurz, wie um ihm zu bedeuten, er habe keine Zeit zu verlieren.

Davide schluckte und zwang sich, die Ehrfurcht zu unterdrücken, die sein Vater ihm einflößte. »Nun, ich ... meinst du nicht, dass es an der Zeit ist, mir das Handwerk beizubringen?«

Gaspare atmete geräuschvoll ein. Er hatte gehofft, sein Sohn hätte von selbst verstanden und würde einfach in die Fußstapfen der Mutter treten und sich in den Dienst der Gäste stellen, hinter dem Tresen des Cafés. Dieses Gespräch hätte er gerne vermieden, aber nun musste es sein.

»Wir brauchen keinen weiteren Liquorista in der Familie. Es gibt schon deinen Bruder und mich«, sagte er, als wäre diese Erklärung offensichtlich.

»Aber ich will es auch lernen! Nach der Schule kann ich ins Labor kommen und euch zur Hand gehen.« Davide hasste den wehklagenden Ton, den er in seiner Stimme heraushören konnte; er wäre gerne erwachsener aufgetreten, aber das gelang ihm nicht.

»Sicher kannst du uns ab und zu helfen«, gestand der Vater ihm zu. »Aber du wirst im Lokal, bei den Gästen, im Café gebraucht. Giuseppe im Labor und in der Produktion, du und Guido im Verkauf, im Kontakt mit den Kunden, so habe ich das schon immer vorgesehen.«

Die Worte wirkten klar und unaufgereggt, der Ton fast freundlich, aber Davide erkannte die ganze grausame Härte unter der Oberfläche. Sein Vater hatte seinen Entschluss klar ausgesprochen und seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Er hatte den Käfig vor Augen, den er schon immer um sich herum gespürt hatte, seit dem Tag seiner Geburt, und plötzlich fühlte er sich wie eingesperrt.

»Aber das will ich nicht. Und Giuseppe ...« Er zögerte einen Moment, dann presste er heraus, was noch nie zuvor laut ausgesprochen worden war: »Giuseppe interessiert sich nicht für Liköre, das weißt du genau!«

Gaspare zog die Augenbrauen hoch: »Du glaubst, du bist besser als er?«

Diese Frage erwischte ihn kalt. Nein, mit Sicherheit konnte er das nicht behaupten, er wusste nicht, ob er besser war als

sein Bruder; er wusste nur, dass dieser keine große Lust hatte, Liköre herzustellen. Giuseppe hatte die väterliche Nachfolge aus reinem Pflichtgefühl angetreten, aber sein Herz schlug für etwas anderes: Er liebte es zu lernen und hatte sich um jeden Preis an der Universität für Literatur und Jura einschreiben wollen, auch wenn er der Familie gegenüber so tat, als wäre sein Studium nur ein Zeitvertreib. Es tat weh, ihn am Nachmittag mit einem Seufzer die Bücher zuschlagen zu sehen, weil die Uhr ihm sagte, dass es an der Zeit war, ins Labor zu gehen. Er stand vom Schreibtisch auf und ging die Treppe hinunter wie ein Märtyrer auf dem Weg zum Schafott. Davide hingegen hätte alles dafür gegeben, an seiner Stelle zu sein, er beneidete ihn so sehr, dass er einen richtiggehenden Hass auf ihn entwickelt hatte.

»Ich bitte dich zumindest um eine Chance. Stell mich auf die Probe«, flehte er den Vater an, es klang halb wie eine Forderung, halb wie eine Bitte.

*»Da gibt es nichts auf die Probe zu stellen, ich habe mich bereits entschieden!« Aus Gaspare's Worten sprachen jetzt Unge-
duld und Wut. Er hatte die Firma aus dem Nichts aufgebaut, für den Wohlstand und die finanzielle Sicherheit seiner Kin-
der gesorgt, die ihm dankbar sein und ihm die Hände küssen sollten, statt Wünsche und Leidenschaften vorzubringen und Ansprüche zu stellen. Wenigstens Giuseppe, der Älteste, hatte den Anstand, derartigen Unsinn gar nicht erst auszusprechen.
»Ich habe nicht etwa begonnen, Liköre zu produzieren, weil es mein sehnlichster Wunsch war oder ich ein Talent dafür habe.
Ich habe es einfach getan und fertig, denn zu Hause waren*

wir zehn Kinder, und es gab nichts zu essen. Da muss ein Mann eben die Ärmel hochkremeln und tun, was getan werden muss. Punkt. Du und deine Brüder, ein jeder von euch hat seinen Platz in der Firma, wo und wann, das entscheide ich.«

Er hielt inne, als ob er sich rückversichern wollte, dass Davide die Lust am Widerstand vergangen war. Und als er sah, dass sein Sohn schwieg, fügte er beruhigt hinzu: »So weit, so gut. Wenn es dir nicht passt, kannst du gerne deinen eigenen Weg gehen und die Firma verlassen.« Dann wandte er sich ab und ging davon, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Davide blieb fassungslos und wie betäubt unter der leuchtenden Arkade zurück, das triumphierende Strahlen der Lichter fiel auf ihn wie ein grausamer Spot. Für ihn gab es keine leuchtende Zukunft, keine helle Hoffnung, nur das unabwendbare Grau eines nicht erfüllten Wunsches. Die Gitterstäbe des Käfigs waren fester denn je, die Grenzen seiner Möglichkeiten waren ein für alle Mal gezogen: In Gaspare Camparis Augen war er nicht gut genug.

Er hob den Blick in Richtung des Cafés, gerade noch rechtzeitig, um den breiten Rücken des Vaters darin verschwinden zu sehen. Die Distanz zwischen ihnen war unendlich groß, die wenigen Meter, die zwischen ihnen lagen, waren unüberbrückbar. Von jetzt an und für immer würden sie das füreinander sein: ein undankbarer Sohn und ein Vater, der sich gegen ihn entschieden hatte.

4

Mailand, 16. Dezember 1882

Die Wohnung hatte sich durch die Körperwärme der Trauergäste aufgeheizt. Auf dem ovalen Tisch im Wohnzimmer standen eine Kanne Tee, der inzwischen nur noch lauwarm war, und die leeren Tassen; die Kissen auf den Stühlen und das gepolsterte Sofa zeigten noch die Abdrücke derer, die dort Platz genommen hatten. Antonietta hatte den Schal abgenommen und den obersten Knopf der Bluse aufgeknöpft, Eva schürte die Holzscheite im Kamin, Guido döste, gegen die Lehne eines Sessels gedrückt, vor sich hin. In der nun eingekehrten Stille war das Ticken der Standuhr wieder deutlich zu hören. Davide und Giuseppe standen an der Tür und begleiteten den letzten Gast hinaus: Onkel Paolo, einen der vielen Geschwister Gaspare. Sie versprachen, ihn im Frühjahr in Cassolnovo besuchen zu kommen. Er hatte feuchte Augen und verabschiedete sich rasch, um nicht im Beisein seiner Neffen in Tränen auszubrechen.

»Grüßt mir eure Mutter.«

Die beiden jungen Männer schauten sich um, bemerkten sie doch erst jetzt, dass Letizia nicht da war.

Paolo fand rasch eine Erklärung: »Sie wird sich ausruhen, ich möchte sie nicht stören.«

Dann setzte er den Zylinder auf und legte sich den Wollschal um. Sobald sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, ging Antonietta in Richtung Schlafzimmer. Sie hatte ein ungutes Gefühl.

»Im Bett liegt Mama nicht.«

»Hast du auch in den anderen Zimmern nachgesehen?«

»Dort ist sie auch nicht.«

Eva stand ruckartig auf, und Guido hob den Kopf.

»Meint ihr, dass sie ausgegangen ist, ohne uns Bescheid zu sagen?«

»Vielleicht braucht sie frische Luft und etwas Zeit für sich.«

»Um diese Uhrzeit?«

»Ich gehe sie suchen.«

Davide war der Erste, der sich den Paletot überstreifte, Giuseppe tat es ihm nach. Sie waren die Männer der Familie, sie hatten die Pflicht, nachzusehen, was los war. Sie traten auf die Straße und liefen in entgegengesetzte Richtungen.

Tatsächlich war Letizia viel näher, als sie glaubten. Während alle mit etwas anderem beschäftigt gewesen waren, war sie erst ins Café und dann ins Labor gegangen. Gaspare hatte sie dorthin begleitet: In diesen Tagen hatte er nie aufgehört, mit ihr zu sprechen, sie konnte seine Stimme deutlich wahrnehmen. Er hatte sie an diesen Ort geführt, der mehr als alles andere zu ihm gehört hatte, und ihr genau gesagt, was zu tun war.

Doch als im Keller das Licht aufleuchtete, wurde ihr seine Abwesenheit überdeutlich bewusst. Das Labor bestand aus zwei großen Räumen, von denen einer als Lagerraum genutzt wurde. Der Fußboden und die Wände waren aus Ziegelsteinen gemauert, zur Straße hin öffneten sich hohe Lichtschächte. Auf dem Boden lagen noch die Scherben des Destillierkolbens, den Gaspare hatte fallen lassen, als er zusammengebrochen war, auf dem Tisch lag ein Rezeptheft, aufgeschlagen auf der Seite, die er gerade zurate gezogen hatte.

Letizia sammelte die Scherben auf und blätterte durch das linierte Heft mit der verschnörkelten und etwas prätentösen Handschrift. Bedachte man, wie rau und schwielig die Finger ihres Mannes gewesen waren, wirkte es schier unglaublich, dass er so schön geschrieben hatte. Crema al Mandarino, Cacao alla Vaniglia, Acqua Regina. Auf diesen Seiten verbargen sich jahrzehntelange Experimente, hier lag das ganze Wissen, das sich Gaspare im Laufe der Jahre angeeignet hatte, angefangen bei seiner Zeit als Laufbursche im Café Bass in Turin und bei den *Liquoristi*, denen er über die Schulter geschaut hatte. Zwischen zwei Rezepten hatte er hin und wieder ein Datum notiert oder eine kurze Notiz eingefügt: die Geburt eines Kindes, eine unerwartete Katastrophe, das Für und Wider bezüglich einer anstehenden Entscheidung. Auf diese Weise hielt Gaspare seine Erinnerungen fest, als wären sie die Zutaten seines Lebens.

Letizia schlug das Heft zu. Niemand außer ihr hatte diese Seiten jemals zu Gesicht bekommen. Wie alle Likörherstel-

ler hatte auch Gaspare eifersüchtig über seine Kreationen gewacht und war von der Angst besessen gewesen, jemand könnte ihn kopieren. »Die Mönche in Grenoble halten ihr Rezept seit Jahrhunderten geheim, und noch heute kennt keiner die genauen Inhaltsstoffe. Dabei trinken alle Chartreuse!« Das war sein Vorbild, das Ideal, dem er hatte nacheifern wollen. Deshalb hatte er die Hefte jeden Abend in eine Holzkassette gelegt, diese mit einem Schloss gesichert und den Schlüssel in seine Tasche gesteckt. Der Schatz der Familie Campari sollte geheim bleiben.

Nur am letzten Tag seines Lebens hatte Gaspare nicht mehr die Zeit gehabt, das aktuelle Heft in Sicherheit zu bringen, und es auf dem Tisch liegen gelassen, wo sie es gefunden hatte. Letizia war ins Labor gegangen, um das zu vollenden, was er nicht geschafft hatte, und sie verzehrte sich nicht, so lange damit gewartet zu haben.

Als sie das Heft wegschließen wollte, bemerkte sie in der Ecke einer Seite zwei Worte in Großbuchstaben: FOR-TIOR ADVERSIS. Sie war überrascht. Gaspare konnte kein Latein, er hatte nur die Volksschule besucht, und auch sie verstand die Bedeutung des kurzen Satzes nicht.

»Mama?«

Davide hatte sie endlich gefunden. Letizia drehte sich zu ihrem Sohn um, und bevor er eine Frage stellen konnte, deutete sie auf die Stelle.

»Weißt du, was das bedeutet?«

»Gestärkt durch Widrigkeiten«, antwortete er. Seine Neugier war geweckt.

Letizia überlegte. Gaspare musste den Satz in der Zeitung gelesen oder aus dem Mund eines gebildeten Gastes am Tresen gehört haben. Wie so viele Dinge, hatte er ihn in seinem Heft notiert, um ihn nicht zu vergessen. Bei dem Gedanken wurde ihr warm ums Herz. *Gestärkt durch Widrigkeiten*. War das sein Ideal? Und sollte das auch ihr Motto sein, gerade jetzt? Doch am Ende hatten die Widrigkeiten gesiegt, und Letizia fühlte sich ganz bestimmt nicht gestärkt. Sie hatte sich in den letzten Tagen immer wieder gefragt, wie es für sie und ihre fünf Kinder weitergehen sollte, ob sie das Geschäft weiterführen oder verkaufen sollte. Sie war so gut wie entschlossen, das Letztere zu tun. Ein Tropfen fiel auf das Papier und bildete eine winzig kleine Pfütze.

Da waren sie endlich, Karottchens Tränen, auf die Davide schon die ganze Zeit gewartet hatte und die ihn jetzt doch überraschten. Er nahm sie in den Arm, um ihre Verzweiflung zu lindern – und auch seine eigene.

»Wir müssen weitermachen. Wir müssen das fortführen, was er begonnen hat«, hörte er sie an seiner Schulter flüstern.

»Lass uns jetzt nicht daran denken, Mama.«

»Doch!« Letizia löste sich von ihm und schaute ihm ins Gesicht. »Wir müssen stark sein, so wie es dein Vater gewollt hat. Du musst mir versprechen, dass wir das Café so schnell wie möglich wieder aufmachen und du deinen Teil dazu beiträgst, so wie er es entschieden hat.«

Davide zögerte, aber nur eine Sekunde lang. Wie sollte er dem Willen eines Verstorbenen widersprechen, seine ver-

zweifelte Mutter enttäuschen? Der Tod hatte ihm die Entscheidung abgenommen, das Wort des Vaters war Gesetz.

Und so versprach er es, weil das Gegenteil undenkbar war.

Letizia küsste ihn auf die Stirn und segnete ihn, dann drückte sie ihn an sich, stärker als zuvor. In der Umarmung seiner Mutter gab Davide schließlich den inneren Widerstand auf und fügte sich in das Schicksal, das andere für ihn bestimmt hatten.

5

Mailand, 22. Dezember 1882

Celestinas Finger färbten sich dunkelrot unter den Schnüren des Korsetts, das sie immer enger zusammenzurrten. Letizia stand vor dem Spiegel und hielt die Luft an, um sie zu unterstützen, während das Dienstmädchen versuchte, ihr zu der Wespentaille zu verhelfen, die die Mode vorschrieb. Die Taille war nicht mehr so schmal wie früher, und die verdammt Schnüre schienen eher reißen als noch weiter nachgeben zu wollen.

»Schluss damit! Hör auf, ich bitte dich!«, presste Letizia schließlich hervor. Sie griff mit einer Hand an den Rücken, um sich aus dem Klammergriff zu befreien. »Mach die Schnüre los, Celestina, weg mit dem Teufelszeug!«

Das Dienstmädchen war sprachlos.

»Signora ... vielleicht mache ich es einfach etwas lockerer?«

»Nein! Weg damit, habe ich gesagt.«

Ihre Herrin war ungeduldig, und das Mädchen beeilte sich, der Aufforderung nachzukommen. Von dem Panzer aus Knochen und Stoff befreit, atmete Letizia tief durch. Endlich frei. Sie betrachtete sich im Spiegel, eine Hand auf

dem Bauch in seiner natürlichen Form, und gab Celestina ein Zeichen, ihr die Bluse zu reichen. Diese zögerte.

»Aber ... wollt Ihr wirklich nichts darunter tragen?«

»Wie, nichts? Ich stecke doch darunter, *du Dummerchen!*«

Nachdem das Dienstmädchen immer noch zwischen Erstaunen und Entsetzen schwankte, nahm Letizia ihr die Bluse aus der Hand und zog sie eigenhändig über. Es reichte ihr. Vor zwanzig Jahren hätte sie die Zähne zusammengebissen und mit dem wenigen Atem, der ihr verblieb, gehaucht: »Zieh noch fester!« Sie hatte immer Wert auf ein elegantes Äußeres gelegt und sich nicht geschont, wenn es um Korsetts und Krinolinen ging. Kiloweise hatte sie Stoff und Eisengestelle auf dem Körper getragen, nur um den Röcken mehr Volumen zu schenken und die Taille schmäler wirken zu lassen. Aber jetzt war sie sechsundvierzig Jahre alt, hatte nach sieben Schwangerschaften fünf gesunde Kinder zur Welt gebracht; ihr Körper hatte viel durchgemacht und wollte von Opfern und Zwängen nichts mehr wissen. Jetzt erwartete sie mindestens ein Jahr Trauerkleidung. Zum Teufel mit den Pariser Schneidern!

»Hilf mir nur, den Rock zuzumachen«, bat sie Celestina. »Dann geh und sag Signor Perego Bescheid, dass ich gleich fertig bin.«

Als sie allein war, zog Letizia die enge Samtjacke über: Die Perlmuttknöpfe auf der Vorderseite waren der einzige Lichtblick in all dem Schwarz. Dann ging sie zum Spiegel, legte die Ohrringe an und schob eine Strähne zurück,